

Hanno Rauterberg

ECHT UNECHT. Über die Bedeutung der Denkmalpflege in Zeiten der Künstlichkeit.

Vortrag in den Franckeschen Stiftungen am 19. Juni 2001 anlässlich der Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland

Wohl noch nie war die Vergangenheit so gegenwärtig wie am Anfang des 21. Jahrhunderts. Nie gab es mehr Museen, mehr historische Bücher, mehr Filme und mehr Fernsehbeiträge, die sich mit der Geschichte befassen. Je schneller sich die Welt dreht, je rasanter sie sich verändert, um so größer ist offenbar das Bedürfnis vieler Menschen nach Halt, nach dem Verbindlichen und dem Unverfälschbaren. Je stärker uns die Zukunft bedrängt, desto größer wird die Sehnsucht nach dem Vergangenen. Dass auch die gebauten Zeugnisse unserer Geschichte große Faszination auslösen, dass Hunderttausende am Tag des Denkmals sich zu Besichtigungstouren aufmachen, kann also niemanden verwundern. Die Denkmalpflege profitiert von einer Vergangenheitswut, in der sich ein Fortschrittswahn entlädt. Und wenn man das Bild malen sollte, das sich die Öffentlichkeit von unseren Denkmälern macht, dann wäre es wohl ein mächtiger Ölschinken in leuchtend hellen Farben, kraftvoll eingefasst von einem stolzen Rahmen, womöglich blattvergoldet.

Das Bild vom Denkmalpfleger hingegen sähe anders aus: Ein leicht vergilbter Holzschnitt wäre es wohl, an den Kanten hier und da eingerissen, denn ein fester Rahmen ist ihm nicht vergönnt. Von dem Glanz der Denkmale fällt nur wenig auf die Schützer, sie sind nicht die gefeierten Helden einer geschichtswütigen Epoche, sondern allerhöchstens die tragischen. Vielen Bürgern gelten sie als kontrollversessene Sturköpfe, als Verwaltungshengste und Besserwisser, als Lumpensammler gar, wie man im letzten Sommer hörte, und natürlich auch als Fortschrittsfeinde, als Investitionsblockadeure. Und natürlich sind sie solche Abblocker auch, denn Konservieren heißt ja nichts anderes als Anhalten, als Stillstellen, als Bremsen. Eigentlich müsste man sie dafür lieben, die Gedächtnisverwalter unserer Gesellschaft. Und liebt sie doch nicht.

Warum? Wie erklärt sich dieses Diptychon? Weshalb das Doppelbild von Denkmal und Denkmalpfleger? Drei Gründe seien hier genannt:

Erstens ist es die Aufgabe des Schützers zu schützen, sich also unbeliebt zu machen, sich wehrend vor das bedrohte Erbe zu stellen, allen Angreifern trotzend. Hinzu kommt, dass es bei nicht wenigen Menschen mittlerweile zum guten Ton gehört, alle Staatsangestellten, seien es Lehrer, Professoren oder Sozialarbeiter, als Steuergeldverschwender zu beschimpfen und sie für überbezahlt und eigentlich überflüssig zu halten.

Bei der Denkmalpflege kommt verschärfend hinzu, und damit bin ich bei Punkt zwei, dass sie eine Verbindlichkeit herzustellen versucht, die es in der Gesellschaft immer seltener gibt. Sie will einen Kanon definieren, in dem über Wert und Unwert unserer Geschichte geurteilt wird. Da sich die Lebensstile immer stärker pluralisieren, die Partikularisierung immer mehr an Macht gewinnt, muss das zwangsläufig zu Missverständnissen und Misstrauen führen. Beides, sowohl der gesellschaftsübergreifende Definitionsanspruch des Denkmalpflegers als auch seine letztlich moralischen Erhaltungsaufträge, müssen befremden in einer Zeit, die auf Moral wenig gibt und von Konventionen nichts hält. Alle öffentlichen Institutionen verlieren an Einfluss, die Sportvereine, die Parteien, die Kirchen, selbst Spiegel, Zeit und Tagesschau – die Institution Denkmalpflege aber beharrt auf Deutungsmacht und Verbindlichkeit. Um den Erhalt eines Gebäudes zu rechtfertigen, behauptet sie ein öffentliches Allgemeininteresse, wo andere sich längst nicht mehr trauen, dieses Wort überhaupt noch in den Mund zu nehmen. Auch deshalb also die Verzerrungen im Bild des Denkmalpflegers – denn was bitteschön ist heute noch Öffentlichkeit, wer ist die Allgemeinheit?

Schließlich Punkt drei: Mein Verdacht ist, dass sich die Interessen und Bedürfnisse von Denkmalprofis und Denkmallaien in vielen Fällen fundamental unterscheiden, und deswegen die beschriebenen Zerrbilder ent-

stehen. Beiden gemeinsam ist zwar die Suche nach dem Eigentlichen, nach dem Wesentlichen und Authentischen, beide mögen darauf hoffen, im Denkmal der Geschichte möglichst unmittelbar zu begegnen. Der Profi hält für eine solche Begegnung das Original in all seiner Komplexität für unabdingbar. Der Laie hingegen keineswegs. Ihn interessiert weniger das Objekt, als dessen Anschein, weniger die Substanz als dessen Bild. Mit anderen und pauschalisierenden Worten: Es genügt ihm der Eindruck, er verlässt sich auf die Atmosphäre, den Anschein, auf sein Gespür für Stimmungen. Und für diese Stimmung, in die er vom Denkmal versetzt werden möchte, ist dieses Original hinreichend, doch nicht zwingend. Es kann auch gern die Replik, die Rekonstruktion, neuerdings auch: das Imitat sein.

Wer etwa die Touristen beobachtet, die immer öfter mit ihrer Videokamera in der Hand zu ihren Ausflügen ins Historische aufbrechen, den Blick starr auf den Sucher gerichtet; wer das Angebot vieler Museumshops studiert und feststellt, dass dort selbst Repliken ägyptischer Skulpturen und nachgemachter Schmuck der Inkas angeboten und gern gekauft werden; oder wer mitbekommt, wie ungehemmt und unstillbar die Sehnsucht nach der Rückkehr des Alten ist, in Dresden etwa, wo so mancher am liebsten die gesamte Innenstadt wiederauferstehen ließe, egal zu welchem Preis, egal in welcher Qualität – wer all dies sieht, begreift: Der Unterschied zwischen Echt und Unecht, zwischen Fakt und Fiktion kann nicht mehr besonders wichtig sein. Täglich erleben die Menschen, was Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen eigentlich bedeutet: In der Werbung, in der Mode, im Pop, im Design wird ihnen die ständige Verfügbarkeit aller Formen und Stile vorgeführt. Selbst die 80er Jahre, wohlgernekt des 20. Jahrhunderts, sind bereits recyclet worden. Längst lässt sich kaum noch entscheiden, was eigentlich Retro und was Futuro ist, von der Gegenwart ganz zu schweigen. Alles ist kopierbar – und nichts daran scheint verwerflich. Selbst die Reproduzierbarkeit des Menschen oder zumindest von Teilen des Menschen wird erwogen – und nicht wenige finden das sinnvoll.

Es überrascht also nicht, dass auch in der Architektur die Unterscheidung zwischen dem Wahren und dem Gefälschten kaum noch zählt. Immer stärker macht sich ein Hang zum Neohistorismus bemerkbar, immer mehr Architekten, ob an der Oranienburger Straße in Berlin oder in Hamburg-Blankenese, scheuen sich nicht mehr

vor dem adorierenden Zugriff auf das 19. Jahrhundert. Warum soll das, was unseren Vorvorfahren noch gestattet war, nicht auch heute möglich sein? Warum dürfen nicht auch wir wieder mit Erker, Tympanon, Zwerchhaus und Ädikula bauen – das sind die Fragen dieser Neohistoristen, die sich übrigens in England und in den USA bereits zur breiten Bewegung formiert haben.

Viele Denkmalpfleger werden dieser gewaltigen Künstlichkeitswelle vermutlich gelassen entgegensehen. Soll sie doch kommen und uns überrollen, dürften sie vermutlich sagen. Denn erstens soll sich doch die zeitgenössische Architektur mit den Neohistoristen herumplagen. Und zweitens ist ja die Denkmalpflege im Besitz des Originals, des Authentischen, des Eigentlichen also, und das wird alle Retroschübe überdauern. Doch ist das nicht eine gefährliche Gelassenheit? Darf man es sich so einfach machen? Ist nicht die Denkmalpflege von der neuen Beliebtheit des allgemeinen Geschichtsbewusstseins substantiell betroffen? Schließlich agiert sie ja nicht im außergesellschaftlichen Raum. Die neuen alten Häuser machen den tatsächlich alten Konkurrenz, da nur die wenigsten Menschen das Echte von dem Unechten unterscheiden können. Und sich früher oder später die Frage stellen wird, warum denn für teures Geld das Alte mühsam erhalten werden muss, wenn man es doch viel praktischer und preisgünstiger auch neu bauen kann. Das Hotel Adlon am Pariser Platz in Berlin ist hierfür ein gutes Beispiel: Es gilt wohl den allermeisten Passanten und den Touristen sowieso als Altbau, die künstliche Patina seiner Dächer wird als natürliche Alterung geglaubt. Und ein authentischer, ein aus sich heraus bedeutsamer Ort ist dieses Hotel spätestens seit Roman Herzog hier seine berühmte Adlon-Ruck-Rede hielt. Fast sollte man es unter Schutz stellen ...

Es ist also nicht zu bestreiten: Wiederaufbauten, Rekonstruktionen, Neohistorismen jeglicher Art müssen der Feind jeder sinnvollen Denkmalpflege sein, denn sie suggerieren die völlige Verfügbarkeit alles Gewesenen. Gerade aber das Unverfügbare, das Einzigartige und Nichtwiederholbare ist doch das größte Kapital der Denkmalschützer. Dem Machbarkeitswahn unserer Gesellschaft, die nicht nur an einer besseren Zukunft baut, sondern auch an einer besseren Vergangenheit, die Geschichte will, aber bitte ohne die Qual der Erinnerung, müssen sie sich entgegenstellen, auf dem Wahrhaftigen beharrend, am Authentischen festhaltend.

Allerdings hat sie es in diesen Kämpfen für das echte Echte, für das Original nicht leicht. Denn sie selbst muss ja einräumen: Es gibt dieses Original eigentlich gar nicht. Die Denkmalpflege wirkt mit an einem Kunstprodukt, so wurde es ja auch in einem Exposé für diese Jahrestagung in dankenswerter Offenheit formuliert. Sie ist keine objektive Wissenschaft, keine, die im Archiv mit weißen Stoffhandschuhen die Folianten wälzt und die Wirklichkeit nie berührt. Denkmalschützer berühren die Wirklichkeit, ja, sie verändern sie, sie können ihre Schutzbefehle, die Denkmale, nicht aus der Zeit herausnehmen, sondern sind gezwungen, Veränderungen an diesen mit zu gestalten oder zumindest mit zu verantworten. Sie machen sich schuldig, wenn nicht als Fälscher, dann doch als Verfälscher des Authentischen. Denn immer müssen sie bei ihrer Arbeit den eigenen Leitbildern folgen, ihren eigenen Vorstellungen, ihren eigenen Projektionen, ihren eigenen Wünschen an die Vergangenheit. Sie selber sind an die Zeit gebunden, sie sind verdammt dazu, Fehler zu machen – Objektivität ist ihnen nicht vergönnt.

Worin aber begründet sich dann noch der Unterschied zwischen Denkmalprofi und Denkmallaie, zwischen Originalverfechtern und Rekonstruktionsbefürwortern? Wenn es das Original nicht gibt, sondern nur ein Kunstprodukt, wenn die einen wie die anderen nur ihre je eigenen Leitbilder im Denkmal materialisiert sehen wollen, wie lässt sich dann eigentlich klar trennen zwischen einem Wiederaufbau, einem frei neo-historisierendem Neubau und zum Beispiel einem denkmalgeschützten, mit neuer Nutzung versehenen Gebäude? Sind die Unterschiede noch qualitativ oder nur quantitativ? Ist eine prinzipielle Differenz noch zu definieren? Oder unterscheiden sich Denkmallaie und Denkmalprofi nur dadurch, dass die einen die eigenen Wunschgeschichtsbilder sehr drastisch und offenherzig formulieren und die anderen sich zumindest um eine kritische Aneignung bemühen?

Die Denkmalpflege befindet sich also in einem ziemlichen Dilemma, das um so größer wird, je mehr sie zur Selbstreflexion bereit ist und je stärker sie selbst ihre historische Praxis erforscht. Was vermag sie den Kopisten, den Verfechtern einer unechten Echtheit noch entgegenzusetzen, wenn sie selbst eine objektive historische Wahrheit gar nicht behaupten kann? Wie verteidigt sie ihr Bild der Geschichte gegen die vielen verlockenden Sehnsuchtsbilder der anderen? Wie wehrt sie sich

gegen diejenigen, die ihr Reliquienanbetung vorwerfen und Wundenkult, nur weil sie sich mit Duplikaten und freien Ergänzungen nicht anfreunden will? Wenn sie selbst nicht mehr klar zwischen Echt und Unecht unterscheiden kann, weil dafür die Geschichte viel zu verwickelt und widersprüchlich ist – was kann sie dann denen erwidern, die ihr vorwerfen, das Original zum Fetisch zu machen?

Eine Antwort ist schwierig, und vermutlich muss sie jeder für sich selbst formulieren. Vielleicht stimmt es ja sogar, und das Original ist tatsächlich ein Fetisch. Denn wir bewahren die gebauten Andenken an unsere Geschichte ja nicht, weil wir es müssten. Weil wir ohne sie nicht leben könnten. Weil wir ohne Denkmale in unserer seelischen, gar in unserer materiellen Existenz bedroht werden. Sondern wir bewahren sie, weil wir uns – bei allen gesellschaftlichen Verwerfungen, bei aller Individualisierung – doch darüber verständigt haben, dass uns die Geschichte etwas bedeutet.

Als Träger einer historischen Information, erst recht einer Impression, einer vermeintlich historischen Atmosphäre kann die Kopie ebenso taugen wie das vermeintliche Original. Beide mögen sogar als authentisch betrachtet werden, denn Authentizität entsteht ja so wie ein Kunstwerk erst im Auge des Betrachters, und leicht sind diese Augen zu trügen. Unersetzlich ist aber zumindest die Idee des Originals dennoch. Denn nur dieses hat sich der Vergänglichkeit widersetzt, hat die Zeiten überdauert, nur diesem vermag ich zu vertrauen, dass es von mehr erzählt als nur vom Gegenwärtigen. Dieses Vertrauen ist letztlich nicht rational begründbar, es entspringt eher einem Glauben – dem Glauben daran, einem unverfügbaren Stück Geschichte begegnen zu können.

Was der Denkmalpflege bleibt, ist, an das Denken im Konjunktiv immer wieder zu appellieren. Und davor zu warnen, die Geschichte nur als lustvolle Kompensation einer grundstürzenden Gegenwart zu begreifen, nur als lauschige Dekoration einer kargen Jetzt-Zeit, nur als Wohlfühlkulissee. Wenn nichts unwiederbringlich ist, daran muss die Denkmalpflege immer wieder erinnern, dann ist alles schon da gewesen, die Zukunft schon am Ende.

Denken im Konjunktiv hingegen heißt: Das Denkmal als Angebot zu begreifen, um sich darüber klar zu werden, dass die Welt einst ganz anders war, dass sie ganz anders hätte werden können und dass sie auch

in Zukunft ganz anders werden könnte. Die Vergangenheit also als etwas Unverfügbares zu sehen, das uns in unserem Sein nicht bestätigt, sondern bereichert, das uns über uns hinaus und von uns weg blicken lässt. Dieses Unverfügbare aber kann sie nicht sein, wenn sie ganz vordergründig nur Teil einer selbstgeschaffenen Gegenwart ist.

Wie also reagieren auf den Holzschnitt, der den Denkmalpfleger meint? Was tun mit dem eigenen öffentlichen Bild? Wie umgehen mit den Zweifeln? Der einzige Weg ist, glaube ich, die Zweifel offen zu legen. Offen zu diskutieren, dass ein Denkmal – Original oder nicht – nur dann wertvoll wird, wenn man ihm seine Spuren lässt, seinen Spuren folgt und sich der eigenen Spuren nicht schämt. Dass Herkunft zwar Sinn verheißen kann, wie er von so vielen im Denkmal gesucht wird. Dass dieser Sinn sich aber nie auf etwas Verlässliches gründen lassen wird. Sondern immer nur in der Vielfalt des Möglichen, in der Diskussion der vielen denkbaren Bedeutungen sich entfalten kann. Gerade weil die Denkmalpflege keine gänzlich objektive Wissenschaft sein kann und das Denkmal kein in sich abgeschlossenes, musealisiertes Exponat, gerade deshalb ist sie ja so wertvoll. Weil sie keine Fix-und-Fertig-Antworten verheißt, keine endgültigen Antworten parat hält, sondern immer wieder zu Fragen einlädt. Zu Fragen, die eine Rekonstruktion, und da bin ich mir dann doch ganz echt und unverfälscht sicher, in der gleichen Dringlichkeit niemals auslösen kann.

Die Aufgabe des Denkmalpflegers ist es also, vor allem diese Offenheit des Denkmals zu bewahren. Dass ein Denkmal nie ein Bild, sondern immer viele Bilder wachruft, dafür muss er sorgen und werben. Und wenn dabei sein eigenes Bild eher klein und bescheiden ausfällt, na wenn schon.

Zusammenfassung

Die Vergangenheit ist allgegenwärtig zu Beginn des 21. Jahrhunderts, und obgleich die Sehnsucht nach ihr groß ist, malt sich die Öffentlichkeit sehr unterschiedliche Bilder vom Denkmal und vom Denkmalpfleger. Der Artikel stellt unbequeme Fragen: Warum werden Denkmale geliebt, die Denkmalpfleger hingegen als Lumpensammler, Besserwisser, Fortschrittsfeinde etc. beschimpft? Woraus bezieht die Denkmalpflege ihren Anspruch auf Deutungsmacht und Verbindlichkeit, auf das Postulat eines öffentlichen Interesses? Gibt es unterschiedliche Interessen zwischen Denkmalprofis und Denkmallaien, wie erklären sie sich? Gibt es eine moralische oder philosophische Instanz, die verbieten könnte, was unseren Vorvorfahren gestattet war: der Rückgriff auf historische Architekturstile? Gibt es dies: das Original? Dass sich die Denkmalpflege spätestens seit dem Gutachten von Dieter Hoffmann-Axthelm für die Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen vom März vergangenen Jahres in einem ziemlichen Dilemma befindet, wird von niemandem mehr bestritten. Nur ein Weg scheint aus diesem herauszuführen: Selbstreflexion innerhalb des Faches, Offenlegen der eigenen Zweifel und vor allem: die stärkere Betonung dessen, was Denkmalpflege zu leisten imstande ist. Als keine gänzlich objektive Wissenschaft kann sie eine Vielfalt von Möglichem, viele denkbare Bedeutungen eröffnen, Fragen stellen und keine endgültigen Antworten liefern, einladen zum Nachdenken und Nachsinnen.

Autor

Geb. 1967 geboren in Celle, ist Redakteur im Feuilleton der ZEIT und schreibt dort vor allem über Themen der Architektur, des Stadtbaus und der zeitgenössischen Kunst. Er ist promovierter Kunsthistoriker, Absolvent der Henri-Nannen-Journalisten-Schule und arbeitete vor seinem Engagement bei der ZEIT für den SPIEGEL-Verlag. Ehrungen: Kritikerpreis der Bundesarchitektenkammer 2001. Deutscher Preis für Denkmalschutz 2001.

Titel

Hanno Rauterberg, «ECHT UNECHT. Über die Bedeutung der Denkmalpflege in Zeiten der Künstlichkeit, Vortrag in den Franckeschen Stiftungen am 19. Juni 2001 anlässlich der Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland», in: *kunsttexte.de*, Sektion Denkmalpflege, Nr.1, 2001 (4 Seiten). www.kunsttexte.de